



Mathias Nolte

Louise im blauweiß
gestreiften Leibchen

Roman
Deuticke



Deuticke eBook

Mathias Nolte

Louise im blauweiß gestreiften Leibchen

Roman

Deuticke

eBook ISBN 978-3-552-06119-4

Alle Rechte vorbehalten

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2009

Lektorat: Christian Döring

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

www.hanser-literaturverlage.de

Datenkonvertierung eBook:

Kreutzfeldt digital, Hamburg

Für meine Eltern

»Manchmal muss man einfach was riskieren.«

Lino Ventura in *Ein Glückliches Jahr*
von Claude Lelouch, 1973

Teil Eins

Eins

Sie hörte das Klopfen an der Tür nicht, das zaghafte nicht und auch nicht das kräftigere, das folgte.

Sie stand schon eine Weile lang am Fenster des Büros und blickte vom fünften Stock auf die Lietzenburger. Vor ihren Augen tobte ein Unwetter. Seit einer halben Stunde blitzte und donnerte es in immer kürzeren Intervallen und der Wolkenbruch, der mit dem Gewitter einherging, war so gewaltig, dass Gullys überfluteten, Wasser stand Zentimeter hoch auf dem Asphalt und die wenigen Autos, die sie wahrnahm, schlichen mit aufgeblendeten Scheinwerfern wie verängstigte Katzen in beide Richtungen der Straße.

Es war Charlies dritter Tag in dem Büro. Friedrich K. Adam hatte sich nach zweiundvierzig Jahren harter Arbeit in den Ruhestand verabschiedet, Charlie hatte den Mietvertrag des Alten übernommen und ihm ein paar Möbel abgekauft – die beiden Rollschränke, auf denen noch der Staub der Zeit lag, den antiken Schreibtischsessel aus Mahagoni und den hässlichen Eichenschreibtisch, an dem sie in den nächsten Monaten die traurige Geschichte des Dichters Philipp Bach zu Papier bringen wollte. Bach war im Sommer 2006 unter nicht ganz aufgeklärten Umständen an der Glienicker Brücke leblos aus der Havel gefischt worden.

Es klopfte ein zweites Mal. Charlie wandte sich vom Fenster ab und sah auf die Tür, sah, wie der Knauf sich langsam nach links drehte und die Tür sich öffnete. Im Rahmen stand ein großer Mann Ende vierzig. Er trug Budapester Schuhe, einen Kamelhaarmantel, dessen Schultern der Regen dunkel verfärbt hatte, und einen braunen Hut mit breiter Krempe. Er sah aus wie ein reicher

Unternehmer in den deutschen Filmen der fünfziger oder sechziger Jahre. Nur dick war er nicht, vielmehr schlank. In der linken Hand hielt er einen übergroßen Regenschirm, zwischen Oberarm und Brustkorb klemmte eine weiße Plastiktüte. Er blickte in Charlies erstauntes Gesicht, dann zeigte er mit der rechten Hand auf das Messingschild an der Tür, auf dem erhaben, in schwarzen Buchstaben, die Worte *Detektei Adam* zu lesen waren.

Ohne sich vorzustellen und ohne ein Wort der Begrüßung sagte er: »Gibt's ihn nicht mehr, den alten Adam? Ist er tot?«

Charlie ging zwei Schritte vor zum Schreibtisch, auf dem aufgeschlagen neben ihrem Rechner die grüne Mappe mit den Notizen über Philipp Bach lag. Wie ertappt schloss sie die Mappe. Ihr Blick fiel kurz auf das weiße Etikett, das sie selbst fein säuberlich mit einem Montblanc-Füller beschriftet hatte. In der Hauptzeile führte es den Namen des Dichters, die Unterzeile des Aufklebers lautete: *Was soll eigentlich aus Mitteleuropa werden, wenn ich eines Tages tot bin?*

»Nein, Herr Adam ist nicht tot. Wieso?«

»Ich habe ein paar Mal versucht, ihn ans Telefon zu kriegen, vergeblich. Er hat mir bei zwei Gelegenheiten sehr geholfen. Sind Sie seine Tochter?«

Charlie schüttelte den Kopf und anstatt zu sagen: *Guter Mann, mach dich vom Acker, mit Adam und seinem Schnüffler-Business habe ich nichts zu tun!* sagte sie: »Herr Adam ist in den Ruhestand gegangen, er lebt in Florida. Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«

Die Worte purzelten, ohne dass sie nachdachte, aus ihrem Mund. Sie wusste nicht, warum. War es die Angst nach langer Pause wieder zu schreiben? Oder war es vielleicht einfach nur Neugier? Wenn ein Mann in einem Kamelhaarmantel und in teuren Schuhen sich bei dem

Sauwetter auf die Straße traute, dann musste es einen triftigen Grund dafür geben, zumindest ein Geheimnis, das unbedingt aufgeklärt werden wollte. Warum sonst suchte man einen Schnüffler auf?

Der Mann stellte den Regenschirm neben einen der beiden Rollschränke aufs graue Linoleum, dann nahm er den Hut ab und stülpte ihn über den Griff des Schirms. »Sind Sie Adams Nachfolgerin?«, fragte er, während er die noch nasse Plastiktüte auf dem Schreibtisch ablegte.

Charlie antwortete nicht. Draußen donnerte es, Hagelkörner trommelten mit solcher Gewalt gegen die Fensterscheibe, dass man fürchten musste, sie gehe zu Bruch. Das Büro lag jetzt fast im Dunkeln. Erst in diesem Augenblick reichte der Mann Charlie die Hand zur Begrüßung. »Dan... Daniel Baum«, sagte er. Seine Stimme klang forsch, so als sei sie gewohnt Anordnungen zu geben. »Und mit wem hab ich die Ehre?«

»Charlotte Pacou«, antwortete Charlie.

»Pacou ... Pacou ...«, wiederholte Baum langsam. In seinem Kopf arbeitete es. »Wir hatten doch einmal einen französischen Botschafter hier, Pacou ... René, glaub ich, hieß er. Ja, richtig, René Pacou.«

»Hat nichts mit mir zu tun. Ich bin Berlinerin, waschechte.« Charlie log. Sie war keine Berlinerin. Sie knipste die Schreibtischlampe an und fragte sich, ob sie das absurde Spiel nicht beenden und dem ungebetenen Besucher die Wahrheit sagen sollte.

»Sind Sie so gut wie Adam?«, fragte Baum, während er die weiße Plastiktüte öffnete und ein Buch herauszog, einen Kunstkatalog.

Charlie hob leicht die Schultern und ließ sie wieder fallen. Was wusste sie, wie gut sie war? Seit sie sich vor zwei Monaten nach sechs langen Jahren von Nick Seeberg

getrennt hatte, wusste sie nichts mehr. Nichts. Schon gar nicht von sich selbst. Außer, dass sie kaputtgegangen wäre, wenn sie ihn nicht verlassen hätte.

Sie deutete auf den Bistrostuhl, den sie aus ihrem Apartment mitgebracht hatte, und setzte sich in den Mahagonisessel. Daniel Baum nahm auf dem Stuhl Platz. Sein rotbraunes Haar hatte er mit Gel zurückgekämmt, sein Gesicht war leicht gebräunt. Das Aussehen passte zum Outfit, zum Hut, zum Kamelhaarmantel, zu den teuren Schuhen.

»Ich wollte Adam bitten, eine Frau für mich zu suchen«, sagte er.

Eifersucht, dachte Charlie. Same old story. Mittelalterlichem, reichem Mann läuft junge Geliebte weg. Mann will wissen, was sie treibt, um sie dann zum Teufel zu schicken. Wie einfach doch alles war. Und wie trostlos Adams Berufsleben gewesen sein musste. Zu achtzig Prozent, oder noch mehr, hatte es von der Eifersucht gelebt. Einer liebte eben immer mehr. Und Adam sollte es dann richten, aus einem Verdacht sollte er Gewissheit machen. Warum auch immer ...

»Eine Frau? Welche Frau?«, fragte Charlie.

Baum erhob sich vom Stuhl, nahm den Katalog vom Schreibtisch und schlug eine Seite auf, die mit einem hellgrünen Stickie markiert war. Er legte sie Charlie vor die Nase. Dann setzte er sich wieder, schlug die Beine übereinander und faltete die Hände auf den Knien. Er sah Charlie an, als wolle er sagen: *Jetzt bist du dran, Mädchen.*

Charlie zog die Schreibtischlampe näher ans Buch und kniff die Augen leicht zusammen. Vor ihr lag die nicht sehr professionell aufgenommene Farbfotografie eines Gemäldes, das Porträt einer jungen Frau. Es war zweisprachig untertitelt: *Louise im blauweiß gestreiften*

Leibchen und *Louise en chemisette rayée bleu et blanc*, beiden Titeln folgte die Jahreszahl 1959. 1959 – das Bild war zehn Jahre älter als Charlie. Was sollte das? Sie blätterte in dem Katalog ein paar Seiten vor und zurück. Die anderen Fotos der Gemälde waren von besserer Qualität, schärfer und klar ausgeleuchtet.

»Ich verstehe nicht. Sie suchen diese Frau? Diese Louise?«

Baum schüttelte den Kopf, und zum ersten Mal glaubte Charlie, den Hauch eines Lächelns auf seinem Gesicht zu erkennen. »Nein, nicht die Frau, ich suche *Louise*. Das Gemälde will ich. Ich besitze fast alles von Jabal, jedenfalls fast alle Ölbilder.«

Charlie betrachtete das Cover des Katalogs. *Jonas Jabal – Tableaux et Dessins. Edition Cinquanteneuf*. Den Namen des Malers glaubte sie schon einmal gehört zu haben, sie konnte sich aber nicht erinnern, wo und wann. Auch das Gemälde auf dem Umschlag kam ihr bekannt vor. Verflucht, wo hatte sie das Bild schon einmal gesehen? Es zeigte einen jungen Mann, schlaksig und verträumt, sein kleiner Kopf klebte unschuldig auf dem langen Hals wie Schwefel auf einem Streichholz. Er hatte rotblonde Haare, die in alle Richtungen standen. Unter dem rechten Auge war eine Narbe zu erkennen. Er machte den Eindruck, als wisse er nicht, wo er hingehörte. Das Hemd, das er trug, sah aus wie ein kanadisches Holzfällerhemd, kariert und bunt. Charlie zeigte mit dem Finger auf das Bild und sah Baum an. »Auch das? Das gehört Ihnen auch?«, fragte sie.

»Auch das, ja. Auch das gehört mir.«

Eine Viertelstunde später saß Charlie wieder allein in ihrem Büro und googelte Jonas Jabal. Daniel Baum und sie hatten vereinbart, dass sie beide noch einmal über den Auftrag nachdachten. Charlie hatte gezögert, als Baum eine Antwort

von ihr wollte, aber auch Baum selbst war sich nicht sicher, ob Charlie die richtige Person für eine solche Aufgabe war, er hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass auch er Bedenkzeit brauchte. Den Katalog hatte er ihr geschenkt, ihr seine Visitenkarte gegeben und Charlies Handynummer notiert. Falls einer der beiden den anderen nicht anruft und absagt, hatten sie sich für den nächsten Tag um neunzehn Uhr im Haus von Baum in Grunewald verabredet.

Als Charlie eine Stunde nach ihrem unerwarteten Besucher das Büro verließ, hatte sich das Unwetter verzogen, der Himmel war sternklar und das Licht des Vollmonds spiegelte sich auf dem nassen Asphalt. Im Rinnstein lagen noch nicht getaute Hagelkörner. Es war kalt geworden. Doch Charlie spürte die Kälte nicht. Ihre Gedanken kreisten ausschließlich um Jonas Jabal, dessen Bilder sie nicht mehr losließen.

Von der Lietzenburger Straße ging sie Richtung Manzini. Zwar hatte sie sich einmal geschworen, das Café nicht mehr zu betreten, weil sie Nick Seeberg hier kennengelernt hatte, aber das war ihr jetzt gleichgültig. Sie hatte immer gern hier gesessen. Während ihres Studiums hatte sie ganze Nachmittage hier vertrödelte, in die Luft geguckt und geträumt. Jetzt verstand sie nicht mehr, warum sie den Ort gemieden hatte. Seeberg war an diesem Abend Lichtjahre von ihrem Gedankenkosmos entfernt, genauso Philipp Bach, ihr *Poète maudit*, dem sie doch eigentlich einen Lorbeerkranz flechten wollte, seit sie zwei Bücher des Mannes gelesen hatte.

Während sie Muscheln aß und ein Glas Weißwein trank, klebten ihre Augen auf *Louise im blauweiß gestreiften Leibchen*. Nichts anderes um sich herum nahm sie wahr.

Zwei

Und auch am nächsten Morgen, noch bevor sie die Augen öffnete, war das Gemälde wieder in ihrem Kopf. Sie sah Louise, ihre klaren, grünen Augen, ihre vollen Haare, die über die linke Schulter auf die Brust fielen. Sie sah ihre Arme, die übereinander geschlagen auf der gebogenen Rückenlehne eines Thonet-Stuhls lagen, sie sah einen chinesischen Paravent hinter Louise und meinte, einen feuerspeienden Drachen darauf zu erkennen.

Louise saß in der falschen Richtung auf dem Stuhl. Ihr Kinn ruhte leicht angewinkelt auf den Händen. Sie trug ein blauweiß gestreiftes Leibchen. Was Charlie ein wenig erstaunte, war die Nacktheit – außer dem Leibchen trug Louise nichts, ihre Beine waren leicht geöffnet und ihre Schamlippen zu erkennen. Gleichwohl wirkte das Bild unschuldig auf Charlie. Sie fragte sich, wie es professionell fotografiert aussehen mochte, oder als Original an einer großen, weißen Wand, klar ausgeleuchtet.

Warum waren alle anderen Bilder in dem Katalog von einem Profi fotografiert worden, nur dieses nicht?

Louise im blauweiß gestreiften Leibchen war ein ganz natürliches Bild, Charlie fand es sogar altmodisch, und sie nahm an, dass es schon zu jener Zeit altmodisch gewesen sein musste, in der es entstanden war. Es hatte nichts von Avantgarde, nichts von Wildheit oder gar Provokation. Das einzige, was Charlie aufschreckte, war der Mund des Mädchens, waren die Lippen, diese blutende, verschmierte Wunde. Charlie fand keine Erklärung dafür. Die Lippen passten einfach nicht zum Rest des Bildes. Sie fragte sich, ob Louise geschlagen worden war, oder ob sie sich vielleicht

in der Wut mit dem Handrücken das Rot vom Mund wischen wollte und dabei alles noch schlimmer gemacht hatte.

Warum hatte Jonas Jabal aber gerade diesen Moment für immer und ewig auf die Leinwand gebannt? Und warum hatte er Louises Gesicht so emotionslos dargestellt? Louise sah den Betrachter gleichgültig an, weder Freude noch Trauer lag in ihrem Blick, nicht die Andeutung eines Lächelns oder die eines Leidens. Waren Jonas und Louise ein Paar gewesen?

Charlie stand auf. Es war kurz vor halb neun. Bevor sie ins Bad ging, warf sie einen Blick aus dem Fenster, blauer Himmel, kaum eine Wolke. Der Türke gegenüber wurde gerade mit einer Ladung Obst beliefert. Eine Frau in Wintermantel und Pelzmütze hielt einen Hund an der Leine, der unter einen Baum kackte. Nachdem er fertig war, las die Frau mit einem Plastikbeutel den Kot auf. Charlie war froh, dass sie in diese Gegend der Stadt gezogen war, obwohl Nick Seeberg ihr nach der Trennung eine seiner vielen Wohnungen in Friedenau angeboten hatte. *For nothin'*, hatte er gönnerhaft gesagt, *außer den Nebenkosten, natürlich.*

Dieses arschloch. Wie hatte sie ihn nur sechs lange Jahre ertragen können?

Zum Apartment in der Mommsenstraße gehörten ein Zimmer, eine Kochnische und ein Bad. Mehr nicht. Aber mehr brauchte sie auch nicht. Das Büro in der Lietzenburger hatte sie gemietet, um sich selbst zu disziplinieren. Sie wollte sagen können: *Ich gehe zur Arbeit.* Wer zur Arbeit ging, verdiente Geld, und wer Geld verdiente, konnte seine Miete zahlen. Das Geld, das sie für das Büro zahlen musste, sollte sie zum Schreiben zwingen. Viel zu lange hatte sie nichts getan, außer schön zu sein für Seeberg und wie eine Rose zu duften.

Im Bad stellte sie das Radio an, wie immer, es war wie ein Reflex, seitdem sie vierzehn Jahre alt war. Jetzt war sie fast vierzig. Sie blickte in den Spiegel und sah ihr ungeschminktes Gesicht, sah kleine, unbedeutende Falten um die Augen und etwas kräftigere, die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln verliefen, keine Ackerfurchen, nein, aber eben doch Falten. Sie legte die Kuppen der Zeigefinger auf die Wangenknochen und zog die Haut straff Richtung Norden. Dann, bevor sie eine Grimasse schnitt, gab sie sich mit der linken Hand eine leichte Ohrfeige und sagte: »Hör auf, Charlie. Sei nicht albern. Du siehst gut aus.«

Wie hatte sie wohl auf Daniel Baum gewirkt? Sie hatte Jeans getragen und den alten, grauen Cashmere-Pullover mit dem Brandloch am Ärmel. Keinen BH. An den Füßen Converse, die schwarzen mit den weißen Totenköpfen, die Seeberg ihr immer verboten hatte. Daniel Baum hatte sie ungeschminkt erlebt und mit offenen, ungewaschenen Haaren. Aber sie hatte ja auch nicht ahnen können, dass plötzlich ein gepflegter Mann in einem Kamelhaarmantel bei ihr im Büro auftauchte, ihr einen Auftrag geben und sie sogar dafür bezahlen wollte.

Verflucht! Sie hatte vor, ein Buch zu schreiben. Und wenn man ein Buch schrieb, putzte man sich doch nicht heraus. Jetzt fürchtete sie plötzlich, das Handy könnte klingeln und Baum würde absagen. *Tut mir leid, Frau Pacou. Sie haben es sich wahrscheinlich schon gedacht. Sie sind nicht die Richtige für den Job. Aber ich hatte auch den Eindruck, Sie konnten sich nicht wirklich mit Louise anfreunden. Ich täusche mich doch nicht. Oder?*

Das Telefon klingelte nicht. Und je mehr Zeit verstrich, desto besser fühlte sich Charlie an diesem kalten

Novembertag, von dem sie später einmal sagen sollte, es sei der erste Tag der neuen Zeitrechnung gewesen.

Um halb zehn verließ sie das Haus. Um kurz vor zehn traf sie bei Yvonne ein, ihrer Kosmetikerin, die sie seit einem halben Jahr nicht mehr aufgesucht hatte. Eine Kundin hatte Yvonne, die eigentlich Ivana hieß, gerade versetzt. Und so ließ sich Charlie fast zwei Stunden lang verwöhnen.

Die beiden sprachen über Gott und die Welt, über nichts von Bedeutung. Als Charlie sich um die Falten sorgte, die sie im Spiegel gesehen hatte, riet Yvonne: »Lass sie dir wegspritzen, das machen doch alle – auch die, die jünger sind als du.«

Später versuchte die Kosmetikerin ihr auch noch eine French Manicure einzureden, was Charlie ablehnte. Sie hatte noch nie eine Frau von Klasse gesehen, die French Manicure trug. Nick Seebergs Russenschlampen, ja. Aber sie war doch keine Russenschlampe.

Gegen ein Uhr traf Charlie ihre beste Freundin Nele auf eine Latte und einen Salat bei Caras am Kranzlereck. Auch sie redeten über alles und nichts, nur nicht über Nick Seeberg und Marcel Weber, Neles Freund. Charlie war sich sicher, dass Nele und Marcel ihren Ex in letzter Zeit gesehen hatten, zuletzt wahrscheinlich bei der Palazzo-Premiere am Hauptbahnhof. Seeberg stand auf solchen Scheiß wie Erlebnisgastronomie und lud immer alle ein.

»Hast du schon angefangen, zu schreiben?«, fragte Nele, bevor sie sich von Charlie verabschiedete.

»Ja, gestern. Die ersten Seiten.«

»Das könnte ich nicht. Du willst dich also jetzt tatsächlich für die nächsten Monate in dieses heruntergekommene Loch zurückziehen und über diesen unglücklichen Dichter schreiben? Wie hieß er noch gleich?«

»Philipp Bach«, sagte Charlie.

Von Louise und dem überraschenden Auftauchen Daniel Baums erzählte sie nichts, obwohl sie es gern getan hätte, aber sie traute der Freundin nicht mehr wie früher, als sie sich noch alles erzählten.

Bevor sie wieder nach Hause zurückkehrte, um sich für den Abend schön zu machen, ging Charlie noch für eine Weile in ihr Büro. Sie wollte sich in Stichworten notieren, was der Rechner über Jonas Jabal preisgab. Sie hatte am Vorabend schon einiges herausgefunden, nicht viel, aber immerhin doch soviel, dass Daniel Baum, wenn sie mit ihm sprach, kapieren musste, wie sehr Louise ihr inzwischen ans Herz gewachsen war und wie sehr sie sich über den Auftrag freuen würde.

Philipp Bach sollte warten.

Drei

Jonas Jabal war noch keine einundzwanzig Jahre alt, als er 1959 in seinem Atelier in der Allensteiner Straße tot aufgefunden wurde. Die traurige Nachricht vom Freitod des Malers sprach sich im Ostpreußenviertel in Windeseile herum. Jabal war beliebt in der Gegend, fast jeder kannte den hoch aufgeschossenen, jungen Mann mit den rotblonden Haaren, und die, die ihn nicht kannten, hatten zumindest von seinem Genie gehört, von seiner außergewöhnlichen Begabung, die ihm eines Tages, davon waren alle überzeugt, die Türen der großen Museen der Welt öffnen würde. Jabals Mutter, eine Krankenschwester aus der Charité, wurde auf der Straße fast täglich auf den Sohn angesprochen. »Wie geht es unserem Picasso?«, hieß es dann. Oder: »Ist er auch fleißig?« Und als das *Magazin*, eine beliebte Monatszeitschrift des Landes, fünf Zeichnungen des

Malers veröffentlichte, bekam Lisa Jabal vom Schuster in der Braunsberger Straße zu hören, wie angenehm es doch sein müsse, einen Sohn zu haben, »der einem die Knete malt«.

Jabals Porträts, es waren Kohlearbeiten, erschienen in der Juli-Ausgabe der Zeitschrift. Umso mehr erstaunte es, dass er sich gerade im Monat seines vermeintlich größten Erfolgs aus dem Leben verabschiedete.

Die Umstände schienen nie wirklich aufgeklärt worden zu sein. Jedenfalls fand Charlie im Rechner keinen konkreten Hinweis. Dafür erfuhr sie, dass man Jonas Jabal am zwölften Juli des Jahres 1959 am späten Nachmittag tot auf der Chaiselongue in seinem Atelier entdeckt hatte und dass die Inszenierung des Selbstmords offensichtlich eine Nachahmungstat war.

Auf dem Tisch mit der geblühten Wachstuchdecke neben der Chaiselongue lag eine Tageszeitung aus dem Westsektor der Stadt, die auf der Titelseite vom Selbstmord eines gnadenlosen Theaterkritikers berichtete. Das zweite große Thema an diesem Tag war die Hitze, die den Menschen zu schaffen machte. Die Zeitung fragte, ob Berlin die Sahara drohe. Das Foto, das den Bericht illustrierte, zeigte zwei dreizehnjährige Jungen am Kurfürstendamm bei dem Versuch, ein Spiegelei auf der Kühlerhaube eines Opel Kapitän zu braten.

Der elfte Juli 1959 ging in die Geschichte als heißester Tag ein, den Berlin jemals erlebt hatte. In Dahlem wurden am Nachmittag 37,8 Grad im Schatten gemessen. Die Menschen liefen halb nackt auf den Straßen umher, der Asphalt dampfte, Hydranten wurden zu strotzenden Wasserspendern, Kinder jubelten und die Alten jammerten über die brutale Hitze, die die Stadt lahm zu legen schien.

Als Jonas Jabal am frühen Morgen dieses Tages das Atelier unter dem Dach verließ, zeigte das Thermometer schon fast

dreißig Grad an. Jonas trug einen schwarzen Anzug, ein weißes Nyltesthemd und eine schmale, schwarze Krawatte. Auf halber Treppe begegnete ihm vor dem Gemeinschaftsklo zwischen der vierten und dritten Etage die dicken Evers, die auf den Knien hockte und schweißgebadet das Linoleum bohnerte. »Wohin so schick bei dieser Hitze, Jonas?«, fragte sie. Und Jonas antwortete: »Nach Amsterdam, zum Gréco-Konzert.« Er verzog bei dem Satz keine Miene, so dass Hermine Evers glaubte, er sei von einem auf den anderen Tag verrückt geworden.

Obwohl er Juliette Gréco sehr verehrte, war Jonas mit Sicherheit nicht nach Amsterdam gefahren. Alle Belege ließen darauf schließen, dass er diesen brütendheißen Sonabend in Westberlin verbracht hatte. Man fand in der Brusttasche des grauen Anzugs ein entwertetes Ticket vom Marmorhaus, wo er sich um fünfzehn Uhr den Film *Schrei, wenn du kannst* angesehen haben musste, der ein paar Wochen zuvor auf den Filmfestspielen mit dem Goldenen Bären ausgezeichnet worden war. Irgendwann an diesem Tag war er auch im Kranzler eingekehrt, wo er zwei Stück Erdbeerkuchen gegessen und ein Kännchen Kaffee getrunken hatte. Über diesen Besuch fand sich ebenso eine Quittung in seinem Anzug wie über die dickbäuchige Korbflasche mit spanischem Rotwein aus einem Sparladen in der Meinekestraße.

Nichts hingegen deutete darauf hin, dass Jonas Jabal sich Schlafpulver während seines Ausflugs in den Westen der Stadt beschafft hatte. Aber es war wohl so gewesen, nachdem er den Artikel über den Selbstmord des Theaterkritikers Fritz Klein gelesen hatte. Die Zeitung berichtete in ihrer Ausgabe vom elften Juli auf den Seiten drei und vier mit spöttischer Genugtuung ausführlich über

das Ereignis: *Der Henker von Charlottenburg richtete sich selbst hin.*

Klein, der seinen Spitznamen wie einen Ehrentitel getragen hatte, war in den Wochen vor seinem Tod mit niederschmetternder Kritik bedacht worden, nachdem er seine Erinnerungen veröffentlicht hatte. Die Besprechungen des Buches waren mit Adjektiven wie *selbstgerecht*, *eitel*, *unehrlich* und sogar *dumm* gespickt.

Das hatte er offenbar nicht verkraftet. Am Morgen des zehnten Juli jedenfalls war er von seiner Haushälterin leblos im Bett gefunden worden, angezogen wie zu einer Opernpremiere in Smoking, Fliege und schwarzen Lackschuhen. Sein rechter Arm baumelte in einem Eimer gefüllt mit Wasser, das sich über Nacht dunkelrot verfärbt hatte. Auch sein weißes Hemd hatte das Rot angenommen und war bis über die Brust verfärbt.

Aber Klein hatte nicht nur die Rasierklinge benutzt, um sich selbst den Garaus zu machen, er war auf Nummer Sicher gegangen und hatte außerdem zusammen mit dem französischen Rotwein Schlafpulver geschluckt.

Auf dem Nachttisch fand man eine leere Tüte Dormolux, eine leere Flasche Bordeaux und die handgeschriebene Nachricht: *Warum lacht ihr alle? Warum will mich keiner verstehen? Warum macht ihr es mir so leicht?*

Die Zeitung hatte auch die Fotografie des Toten abgebildet, und es erstaunte, wie entspannt Klein aussah, fast so wie ein zufrieden schlafendes Kind.

Es musste dieses Foto gewesen sein, das Jonas Jabal veranlasst hatte, den gleichen Weg zu gehen. Auch Jonas hatte sich die Pulsader des linken Handgelenks aufgeschnitten, auch er hatte eine Rasierklinge der Marke Tutilo benutzt, auch sein Arm baumelte in einem mit Wasser

gefüllten Eimer, und wie das Gesicht des Kritikers sah auch sein Gesicht im Tod vollkommen entspannt aus.

Jabals bester Freund, Max Noske, der den Maler am späten Nachmittag des zwölften Juli leblos im Atelier auf der Chaiselongue gefunden hatte, erzählte, dass auf seinem Gesicht sogar ein Lächeln lag. In dem Weinglas, das neben der leeren Korbflasche auf dem Tisch mit der geblühten Wachstuchdecke stand, fand die Polizei später Reste des gleichen Schlafpulvers, das auch bei Klein gefunden worden war.

Es bestand kein Zweifel, Jonas hatte den Selbstmord des Kritikers bis ins letzte Detail kopiert, nur eine Notiz oder ein Abschiedsbrief wurde bei ihm nicht gefunden, eine Tatsache, die noch lange Anlass zu Spekulationen geben sollte und bis heute noch nicht aufgeklärt war.

Auf der Suche nach Jonas Jabal war Charlie auf eine Website gestoßen, die *East of Mitte* hieß. Hier waren Unmengen von Informationen über die Berliner Bezirke Pankow, Weißensee, Hohenschönhausen, Marzahn, Köpenick, vor allem aber Friedrichshain und Prenzlauer Berg gespeichert. Die Willkommensseite der Site war wie eine Stadt aufgebaut. Es gab eine Kirche, ein Rathaus, einen Kiosk, das Büro einer Schuldenberaterin, eine Going-Out-Agency mit Ticket-Counter, ein Sportzentrum, ein Bordell, eine Volkshochschule, einen Kindergarten und einen Friedhof. Die Lokalisationen waren alle in animierten Piktogrammen dargestellt, die man anklicken konnte.

Charlie hatte Jonas Jabal auf dem Friedhof gefunden, auf dem insgesamt neunhundertsebenundachtzig Frauen und Männer begraben lagen. Die Namen dieser Menschen konnte man entweder alphabetisch sortiert aufrufen oder chronologisch nach Geburts- oder Sterbedatum. Ungefähr

ein Drittel von ihnen war wiederum verlinkt, so auch der tote Maler aus der Allensteiner Straße im Ostpreußenviertel, das zu Prenzlauer Berg gehörte.

Wenn man *Jonas Jabal (1938-1959)* anklickte, öffnete sich eine Seite mit drei Links, von denen einer zu *Wikipedia* führte, einer zu *artnet.com* und der dritte schließlich auf eine Site, die etwas umständlich und zu lang geraten *Das viel zu kurze Leben des begnadeten Malers Jonas Jabal* hieß. Hierzu gehörte sogar ein Blog, der allerdings zuletzt im Oktober 2003 sein jüngstes *update* erfahren hatte.

In diesem virtuellen Jabal-Museum stöberte Charlotte Pacou, genannt Charlie, im November 2007, um sich auf ein Gespräch mit einem gewissen Daniel Baum, genannt Dan, vorzubereiten, der sich in den Kopf gesetzt hatte, unbedingt ein Ölgemälde dieses Malers besitzen zu müssen, das offensichtlich seit langem verschollen, wenn nicht gar zerstört war.

Was Charlie während der Recherche für wichtig hielt, um sie auf die richtige Fährte von *Louise im blauweiß gestreiften Leibchen* zu bringen, notierte sie in einem blauen Notizbuch. So schrieb sie zum Beispiel: *Max Noske (bester Freund)* oder *Hermine Evers (Frau, die bohnt)*, aber auch *Dormolux* und *Allensteiner Straße (früher) = Liselotte-Herrmann-Straße (heute)* oder *Braunsberger Straße (früher) = Hans-Otto-Straße (heute)*. Und auch *Bötzowviertel* notierte sie, das früher *Ostpreußenviertel* genannt worden war.

Die Regierung in Ostberlin, das erfuhr Charlie in der Rubrik *History* der Website *East of Mitte*, hatte 1974 beschlossen, einige Straßen nach kommunistischen Widerstandskämpfern umzubenennen, die von den Nazis gefoltert und ermordet worden waren. Dafür mussten die Namen der kleinen Städte in Ostpreußen dran glauben. So musste die Allensteiner

Straße zum Beispiel Liselotte Herrmann weichen. Die junge Frau war wegen Landesverrats und Vorbereitung zum Hochverrat zum Tod verurteilt worden. Kurz vor ihrem neunundzwanzigsten Geburtstag durchschlug im Frühsommer 1938 in der Haftanstalt Plötzensee das Fallbeil ihren Hals.

Besonders viele Notizen machte sich Charlie, während sie alles über die Beisetzung Jabals und den anschließenden Leichenschmaus las. Den Verlauf beider Ereignisse setzte sie aus verschiedenen Mosaiksteinen zusammen, die sie auf der Seite *Das viel zu kurze Leben des begnadeten Malers Jona Jabal* gefunden hatte.

Jabal wurde fünf Tage nach seinem Tod beerdigt. Über hundert Menschen kamen auf den Friedhof der St.-Nikolai-Gemeinde, um sich von dem Maler zu verabschieden. Freunde, Bekannte, Nachbarn, aber auch einfach nur Neugierige waren versammelt, die vom Unglück der Jabals gehört hatten und es sich nicht nehmen ließen, die Mutter und die Schwester des Toten am offenen Grab zu beäugen.

Lisa Jabal, deren Gesicht hinter einem Schleier verborgen war, musste von ihrem Schwager und dessen Sohn gestützt werden. Die sonst so starke Frau war zu schwach, sich auf den Beinen zu halten, alle Kraft hatte sie verlassen. Nur als Theresa, ihre vierzehnjährige Tochter, den Jutebeutel mit den Ölfarben und Pinseln, deren Quaste wie ein bunter Blumenstrauß aus dem kleinen Sack herauszuwachsen schienen, in die dunkle Kuhle auf den Sarg warf, zeigte Lisa Jabal für einen Augenblick Stärke. Sie riss sich den Schleier vom Gesicht und schrie: »Warum hast du das gemacht, Jonas Jabal? Warum hast du uns das angetan? Warum?« Ihr Gesicht, obwohl noch keine fünfzig Jahre alt, sah dabei aus wie das einer alten Frau.

Später an diesem Tag hatte Lisa Jabal sich wieder gefangen. Irgendwoher holte sie sogar die Kraft, eine kurze Rede zu halten, sie rang zwar mit den Worten, aber die knapp zwei Dutzend Trauergäste – nur Verwandte und engste Freunde der Jabals – die sich auf dem Hinterhof in der Allensteiner Straße zum Leichenschmaus zusammengefunden hatten, waren erstaunt, wie besonnen, fast emotionslos sie die Tat ihres Sohnes zu erklären versuchte.

»Jonas«, sagte sie, »ist immer ein Träumer geblieben, der mit der Wirklichkeit nichts anfangen konnte, der die Wirklichkeit verachtet hat. Er hat von den Abenteuern gelebt, die die Künstler und Dichter ihm erzählten. Vielleicht ist er gegangen, weil er gefühlt hat, dass die Fantasie mehr Macht hat als die Wirklichkeit. Ihr alle wisst, wie verzweifelt und voller Selbstzweifel er oft war. Vielleicht hat er geglaubt, mit seinem Abschied eine Reise ins Reich der Fantasie zu gewinnen. Vielleicht ist er aber auch nur müde geworden auf der vergeblichen Jagd nach Perfektion und Liebe.«

Über Jonas' letzte Liebe sprach keiner an diesem Nachmittag. Auch später, als die Sonne sich langsam verabschiedete und die meisten Trauernden nicht mehr ganz nüchtern waren, wurde Louise mit keinem Wort erwähnt. Obwohl fast alle im Geheimen ihr die Schuld am Tod des Malers gaben, fiel nicht einmal der Name des Mädchens. Dabei waren einige anwesend, die große Lust gehabt hätten, Louise an den Schandpfahl zu stellen oder ihr zumindest die Augen auszukratzen.

Da waren die Zwillinge von der gegenüberliegenden Straßenseite, Bine und Mo Mommsen, sechzehn Jahre alt. Beide in Jonas bis über die Ohren verliebt, seitdem sie denken konnten. Da war Felix Becker, Jonas' ältester Freund,

mit dem er beim Krämer Brausepulver geklaut hatte, Waldmeister und Himbeere, und später, bei einem Ausflug in den Westen, Matchbox-Autos bei Wertheim. Da waren Lena und Boris Blahnik, einer der Dichter, die Jonas fürs *Magazin* gezeichnet hatte. Da waren Bert und Traudel Jabal mit ihrem Sohn Thomas. Bert war im Juni '53, im Gegensatz zu seinem Bruder, Jonas' Vater, dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen.

Und da war natürlich noch Max Noske, der beste Freund des Malers. Max wollte Jonas immer überreden, rüberzumachen – am liebsten gleich nach Paris. »Die Franzosen erkennen dein Genie sofort«, hatte er oft gesagt. »Ich bin dein Agent, Jonas. Wir können reich werden, das schwör ich dir. Sei kein Frosch, lass uns rübermachen. Hier geht eh alles den Bach runter.«

Aus diesem Traum wurde jetzt nichts mehr. Stattdessen saß Max neben der vierzehnjährigen Theresa, die gerade die Jugendweihe hinter sich hatte und stolz war auf ihren ersten Personalausweis, an dem langen Gesindetisch im Hinterhof und stopfte sich aus lauter Verzweiflung eine Bulette nach der anderen in den Mund. Für das leibliche Wohl hatte Schlachter Mayer aus der Hufelandstraße gesorgt. Außer den Buletten gab es noch Knacker. Die Getränke, den Wein und das Bier, hatte Jan Henning spendiert, der Kneipier aus der Bötzwowstraße. Henning war Witwer und hoffte seit Jahren, dass Lisa Jabal ihn irgendwann erhören würde.

Während die Gesellschaft aß und trank, wurden Geschichten über Jonas erzählt. Den Anfang machte Theresa, die Schüchternste am Tisch. Sie ergriff ohne Aufforderung als erste das Wort. Ihr schönster Geburtstag sei ihr sechster gewesen, sagte sie. Sie konnte sich noch genau erinnern. Jonas hatte sie gefragt, was sie sich von ihm wünschte. Ein Bild, hatte sie geantwortet.

»Und was soll drauf sein auf dem Bild?«, hatte er gefragt.

Und dann hatte sie aufgezählt: Else, ihre Puppe mit den roten Haaren und den Sommersprossen, die Kuh aus Holz natürlich, die der Vater geschnitzt hatte und der der Schwanz abgebrochen war. Ein Bauernhof, ein bunter Ball, eine Trommel. Und ihr Name sollte draufstehen – Theresa, damit auch jeder wusste, wem das Bild gehörte.

Jonas hatte es dann genauso gemalt, wie es der Vorstellung der kleinen Schwester entsprach. Nur ein wenig zu blau war es ihr geraten. Das hatte sie ihm dann auch gestanden. Und Jonas hatte geantwortet: »Ich weiß, aber Blau ist die schönste Farbe, Tessa, und sie kostet am wenigsten.« Theresa hatte damals lachen müssen. Sie hatte ihrem Bruder einfach nicht geglaubt, dass Blau weniger kostete als Rot oder Rosa. Sie hatte überhaupt nicht verstanden, dass Farben Geld kosteten. »Farben gehören doch allen«, hatte sie gesagt.

Kneipier Henning erzählte, wie Jonas eines Tages nach der Schule mit einer Binde ums rechte Auge nach Hause gekommen war. Die Sasse-Brüder hatten den Jungen verprügelt, zwei Ärzte in der Charité fürchteten sogar, er könne das Auge verlieren. Lisa Jabal hatte vor Angst so laut geschrien, dass die ganze Nachbarschaft zusammenlief. Alle fürchteten plötzlich um die Kunst des jungen Genies. »Oder kann man mit einem Auge genauso gut malen wie mit zweien?«, hatte Henning damals naiv gefragt und sich damit Lisa Jabals geballten Zorn eingehandelt.

Zum Glück hatte Jonas sein Auge behalten, nur die Narbe war zurückgeblieben, die er dann später auf seinem Selbstporträt verewigt hatte.

An dem Abend des Leichenschmauses sagte Lisa Jabal nur: »Wahrscheinlich war er einfach nicht gemacht für diese Welt.« Und Felix Becker gab ihr Recht. »Wie oft haben wir

versucht, ihn für Bill Haley oder Buddy Holly zu begeistern. Und er? Er hat nichts anderes als Juliette Gréco oder sogar Maria Callas im Kopf gehabt.«

Und so fiel jedem irgendeine Geschichte zu Jonas ein. Manchmal wurde dabei so laut gelacht, dass sich im selben Augenblick alle dafür schämten.

Unterbrochen wurden die Erzählungen nur einmal. Lisa Jabal hatte unter dem Dach Licht gesehen – für einen Augenblick nur, aber sie hatte es gesehen. »Bei Jonas brennt Licht«, sagte sie. Und als alle aufblickten, war es dunkel im Atelier des Malers. »Er ist tot, Lisa«, sagte ihr Schwager. »Das kannst du nicht ändern.«

Gegen elf Uhr in der Nacht waren die meisten Trauernden gegangen. Nur Mo Mommsen, Felix Becker, die Katze Lola, Max und Theresa waren noch geblieben. Mo weinte still in sich hinein, sie hatte den ganzen Tag noch kein Wort gesagt. Felix schlief tief. Sein Kopf lag auf dem Tisch, man konnte seinen gleichmäßigen Atem hören. Daneben ruhte Lola, die Jonas immer beim Malen zugesehen hatte. Sie war die einzige gewesen, die das durfte. Max und Theresa saßen auf der Bank. Sein Rücken lehnte an der Hauswand direkt unter dem Küchenfenster der alten Evers, ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Sie starrten in den Himmel zu Jonas. Max hatte einen Arm um Theresa gelegt, seine Hand streichelte von hinten ihren kleinen, festen Busen. Theresa hatte zum ersten Mal Wein getrunken, ihre Wangen waren gerötet und glänzten wie polierte Äpfel.

»Glaubst du, Jonas kann da oben malen, Max?«, fragte Theresa. Und Max antwortete: »Ganz sicher, ganz bestimmt, Tessa. Jonas kann alles.«

Louise hatte sich an diesem Freitag im Juli 1959 nicht im Ostpreußenviertel blicken lassen.

Oder doch? Hatte sie sich am Tag der Beerdigung in der Gegend aufgehalten? Charlie fand einen Eintrag im Blog, in dem das behauptet wurde. *Louise war ein hinreißendes Mädchen, stand dort geschrieben, voller Optimismus und Charme. Leider hat sie es nicht geschafft, Jonas etwas von ihrer spielerischen Kraft abzugeben, von ihrer Unbeschwertheit, ihrer Chuzpe. Sie hat Jonas bis über beide Ohren geliebt, nie im Leben hätte sie ihn ohne ein letztes Adieu ziehen lassen.*

Der Schreiber oder die Schreiberin des Eintrags behauptete, Louise sei während der Beisetzung auf dem Friedhof der St.-Nikolai-Gemeinde gesehen worden. Sie habe unter einer alten Eiche gestanden, einen Pferdeschwanz getragen, zitronengelbe Caprihosen, ein blauweiß gestreiftes Leibchen und auf dem Kopf eine schwarze Bandana. Und später, während die Trauergesellschaft im Hinterhof saß, soll sie sich sogar für kurze Zeit im Atelier aufgehalten haben, wo sie ganz allein Abschied von Jonas genommen hat. Wer konnte diese Details kennen? Wer stellte sie ins Netz? Charlie war verwirrt.

Louise hat sich an dem Abend im Atelier aufgehalten. Wer hatte das wissen können? Der Eintrag war mit den Initialen T.N. gezeichnet. Charlie fragte sich, ob das T vielleicht für Theresa stand, dann rechnete sie, wie alt die Vierzehnjährige von damals wohl heute sein mochte. Das Ergebnis war zweiundsechzig.

Nein, Theresa hatte den Text sicher nicht verfasst. Wenn sie Louise am Tag der Beerdigung gesehen hätte, wäre sie nicht stumm geblieben, sie hätte sicherlich ihre Mutter auf das Mädchen aus dem Westen aufmerksam gemacht, das ihrem Bruder den Kopf verdreht hatte.

Vier

Um viertel vor sieben saß Charlie im Bus nach Grunewald. In den letzten zwei Monaten hatte sie sich angewöhnt, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen und fand langsam sogar Spaß daran. Sie lernte die Stadt von einer ganz neuen Seite kennen, und je routinierter sie sich in Bus, S- und U-Bahn bewegte, desto weniger bereute sie ihren Entschluss, Nick Seeberg die Schlüssel des metallicschwarzen Mini vor die Füße geworfen zu haben.

Seeberg hatte ihr das Auto zum siebenunddreißigsten Geburtstag geschenkt, und sie war stolz darauf gewesen. Noch stolzer aber war sie jetzt, weil sie aus dem Kopf wusste, dass sie an der Haltestelle Bleibtreustrasse den M19er nehmen musste, um zur Bismarckallee zu kommen, wo sie um sieben Uhr von Daniel Baum erwartet wurde.

Charlie war fest entschlossen, die Suche nach *Louise im blauweiß gestreiften Leibchen* zu ihrer Sache zu machen. In der Manteltasche steckte das blaue Buch mit den Notizen. Alle Namen, die sie auf der Website gelesen hatte, waren darin notiert. Sie hatte sogar eine Girlie-Zeichnung von Louise auf dem Friedhof gemacht. Die Caprihosen waren mit einem gelben Marker koloriert, genauso wie die Namen Max Noske, Felix Becker, Bine und Mo Mommsen, Theresa Jabal und Thomas, der Cousin von Jonas. Von den meisten anderen, die nicht markiert waren, glaubte Charlie, sie lägen ohnehin neben dem Maler unter der Erde oder waren zumindest geistig so weggetreten, dass sie ihr keine Hilfe mehr sein würden.

Um Punkt sieben stand sie vor Daniel Baums Haus in der Bismarckallee. Zuerst nahm sie an, die Adresse sei falsch.